



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blum, Hans: Herrmann Grimm´s fünfzehn Essays.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

German Grimm's fünfzehn Essays. *)

Es sind jetzt fünfzehn Jahre verflossen, seit Herman Grimm die erste Sammlung seiner Aufsätze unter dem Titel „Essays“ herausgab. Vor neun Jahren folgte die zweite Sammlung unter dem Titel „Neun Essays über Kunst und Literatur“. Als die Gunst des Publikums eine neue Auflage nothwendig machte, wählte der Verfasser zunächst die auf bildende Kunst bezüglichen Stücke aus, die 1871 erschienen.**) Die vorliegende Sammlung bietet die älteren und neueren Aufsätze, welche politisch-historischen und literaturgeschichtlichen Inhalts sind. Eine künftige Sammlung wird uns noch diejenigen Arbeiten Grimm's vereinigen, welche sich mit dem Drama beschäftigen.

Die vorliegende Sammlung ist vielleicht diejenige, die den größten Leserkreis finden wird, eben ihres Inhaltes, ihrer Stoffe halber. Viele der darin enthaltenen Abhandlungen, auch einige der politischen, stammen aus einer der Gegenwart fast verschwundenen Zeit, so z. B. der Aufsatz über „Friedrich den Großen und Macaulay“ aus dem Jahr 1858, der über „Herrn von Barnhagen's Tagebücher“ aus dem Jahr 1862. Natürlich sind diese politischen Aufsätze getragen und getränkt von den politischen Tagesinteressen, welche damals die besten Kreise Berlins erfüllten. Und auch in die literargeschichtlichen Arbeiten aus alten Tagen, die hier neu aufgelegt werden, verwebt der Verfasser eine Fülle von Ideen und Wünschen, die gerade dem vorwärtstrebenden preussischen Nationalen jener Zeit das ganze Herz bewegten und zuvorderst auf der Lippe und in der Feder standen. Manche jener Wünsche und Hoffnungen mögen wir heute schüchtern, manche jener Warnungen und Befürchtungen heute irrig nennen; darum sind wir aber dem Verfasser nicht minder dankbar dafür, daß er durch den unveränderten Abdruck seiner Essays aus dem Ende des fünfsten und aus dem Beginn des sechsten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, uns noch heute unverzagt den Spiegel hinhält, in welchem die besten Zeitgenossen von damals sich spiegeln. Das Bild, das

*) Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Zweite vermehrte Auflage der Neuen Essays u. s. w. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harnwig & Gossmann), 1874.

**) Unter dem Titel „Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst.“

wir darin schauen, gereicht dem Verfasser wahrlich nicht zur Unehre. Es sind, wenn auch ein wenig jünger und naiver, dieselben Züge, die heute in dem Charakterbild der besten deutschen Männer zusammentreffen.

Herman Grimm ist der Erste in Deutschland gewesen, der „Essays“ geschrieben hat, die den Namen verdienen. Sein Beispiel hat eine namhafte Concurrenz hervorgerufen und mancher von denen, die ihm nachseiferten, hat Hervorragendes geleistet auf dem Gebiete des literar- oder kunsthistorischen Essays; im politischen Essay besonders hat Heinrich von Treitschke Herman Grimm vielleicht überflügelt. Gleichwohl besitzt Grimm eigenthümliche Vorzüge, die wenig Andere in diesem Grade aufzuweisen haben, keiner ganz so in sich vereinigt wie er, und die ihn für das Genre des „Essay“ befähigen, wie keinen zweiten. Es mag wohl gestattet sein, die Eigenthümlichkeit der Schriftgattung, die er zuerst bei uns einführte, mit anderen Kunstwerken zu vergleichen, um sie zu charakterisiren, z. B. mit gewissen Schöpfungsgattungen der bildenden Kunst. Jede Gemäldeausstellung zeigt uns den Unterschied auch in den Bildwerken, der auf schriftstellerischem Gebiete zwischen der gründlichen gelehrten Abhandlung und dem Essay von selbst in die Augen fällt. Hier finden wir vollendete Staffeleigemälde aller Genres: Arbeiten, denen wir vielleicht, Dank der Kunstübung Sicherheit und Genialität des Meisters, die Mühe des Schaffens nicht anmerken, in denen aber bei genauer Betrachtung immerhin die Unmittelbarkeit der Natur durchaus zurücktritt vor der Idee, die im Bilde ausgesprochen werden soll; vor der Schule, welche die Hand des Meisters übte und hier sich ausprägt. Kaum ein Faltenwurf oder eine Gliedstellung in dem historischen Gemälde vor uns erinnert daran, daß lebende Modelle dem Künstler vor Augen standen, als er die Vorstudien für dieses Bild machte; kaum eine unverkennbare Kirchturmspitze oder eine eigenartige Linie des fernen Gebirges gemahnt uns daran, daß die „stimmungreiche“ Landschaft vor uns wirklich einst an Ort und Stelle aufgenommen, vom Künstler so gesehen wurde, wie wir sie in der Natur sahen, von Gottes blauem Himmel überspannt. Neben diesen vollendetsten, am meisten durchgearbeiteten Schöpfungen des Pinsels, in denen der künstlerische Verstand vorherrscht, der jedem Menschenantlik etwas historischen Edelrost zulegt, jedem Thier etwas bucolische Würde und jedem Baum, jedem Berg die Form und Farbe giebt, welche gerade an der betreffenden Stelle vonnöthen ist, um angenehm und harmonisch zu wirken, — neben ihnen erblicken wir eine kleinere Anzahl von Gemälden, die sich selbst als „Studien“ bezeichnen. Wenn ihr Titel vom Künstler richtig gewählt ist, so müssen sie alle den nämlichen, höchst erfrischenden Eindruck auf uns machen: hier will der Künstler die Natur so darstellen, wie sie ihn wirklich zum Schaffen begeisterte. Die flüchtige Skizze, welche den hundert und mehr Schwierigkeiten des Malens nach der Natur

abgerungen wurde — der wechselnden Laune des Sonnenlichtes, der Hitze oder Kälte, den natürlichen Grenzen menschlicher Geduld und menschlicher Muskelkraft — diese Skizze soll veredelt und vertieft werden zu dem Bilde, welches die Natur selbst in jenen Stunden drangvollen Schaffens dem Maler bot, soll nun bequem ausgestaltet werden durch eine fertige Technik und erfüllt von dem warmen lebendigen Hauche, der den Künstler zum Schaffen zwang und ihn immer noch daheim in der stillen Klause erwärmt, auch wenn deren eines Fenster nur nach Norden zeigt. Nur die Natur soll die „Studie“ wiedergeben, nicht mehr, nicht weniger — wohl ihr, wenn sie annähernd die Natur zu geben vermag!

Die Studie ist der „Essay“ der bildenden Künste; der Essay die „Studie“ unter den Schriftwerken, im Gegensatz zum stilvollen Staffeleibild und zur flüchtigen Wanderskizze. In den stillen Mysterien der Kunstgenossen wird allezeit freilich wohl die Skizze am höchsten gehalten werden. Niemals wird der wahre Künstler sich ihrer entäußern. Nicht, weil der Markt ihr verschlossen wäre. Denn bei der leidigen modernen Geschmacksrichtung, die Fehler und Schwächen des Farbenkörpers der Skizze auch auf durchgearbeitete Staffeleibilder zu übertragen, und bei der Unfähigkeit so vieler Aussteller sich über skizzenhafte Leistungen zu erheben, möchte immerhin einige Hoffnung auf Absatz auch für gute Skizzen vorhanden sein. Aber die Skizze ist dem Maler das Lebenslicht im edelsten Sinne des Wortes. Sie ist das Tagebuch, das er in inbrünstigem Verkehr mit der Natur, mit seiner Muse geführt. In der Skizze — mag sie in den Augen des Laien noch so unvollkommen sein, — spiegelt sich die unverfälschte, von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelte, Natur. Sich dieser Blätter entäußern, hieße sich selbst preisgeben. Sie bieten dem Künstler das sicherste Schutzmittel gegen die Gefahr, der Manier zu erliegen. Sie sind der Prüfstein für jeden, ob er die Natur richtig und eigenartig zu verbildlichen vermag. An der Studie zeigt sich dann, ob dem Maler die Kraft poetischer Ausgestaltung, das künstlerische Vermögen gegeben ist, Vorbilder, die schon der Vergangenheit, der Erinnerung angehören, lebendig zurückzurufen und dem Beschauer vorzuführen.

Dieser poetischen Gestaltungskraft kann auch der Essayist nicht entrathen. Im Gegentheil, nur wenn er Dichter ist, wird ihm der Essay völlig gelingen. Er kann sich nicht in jener behaglichen, alle Quellen erschöpfenden Breite ergehen, welche der eigentliche Geschichtsschreiber der Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte, die staatswissenschaftliche oder politische Fachgelehrsamkeit, für sich in Anspruch nimmt. Wo bliebe der „gebildete Leser“, wenn er das vielseitige Material, das heute in unsern Salons, in unsern geselligen und politischen Vereinigungen zur Discussion steht, aus breiten Fachwerken schöpfen müßte? Wie könnte der Schriftsteller den dringendsten politischen,

literarischen, musikalischen, bildnerischen Novitäten gerecht werden, wenn man nur strenggelehrte Monographien darüber schreiben dürfte? Ebenso wenig aber als das literarische Staffeleigemälde würde die Bedürfnisse des großen, ja des gewählten Publikums die literarische Skizze befriedigen. Die Naturlaute des menschlichen Geistes sprechen eben nicht so unmittelbar zu Sinn und Empfindung, wie Form und Farbe der Landschaft, der menschlichen Gestalt, des Stillebens oder Thierkörpers. Sie bedürfen der Klärung und Durcharbeitung, um fruchtbar und genutzbringend auf Andere zu wirken. Alternde berühmte Schriftsteller, die nach jenem köstlichen chinesischen Märchen Hans Hopfen's den Zauber ihrer Feder erkannt haben: daß sie schreiben dürfen, was sie wollen, und dennoch sicher sind, Beifall zu finden — beschenken uns in ihren impotenten Tagen etwa einmal mit solchen Skizzen. Jugenderfahrungen und Altersreflexionen, Leseschmelzen und sog. gute Wiße ihrer Bekannten erhalten wir da in abgerissenen Sätzen — am liebsten in der Form des Tagebuchs des greisenhaften Roman-Helden — und fühlen uns unendlich gelangweilt und verdrösst. Sollte aber ein Anfänger wagen, uns mit seinen Skizzen zu behelligen, wie etwa ein junger Künstler mit unfertigen Bildern, so klappen wir das Buch nach den ersten zwei Seiten empört zu und merken uns den Mann für künftige Fälle.

Dagegen bietet das Material der Skizze in derselben Weise die befruchtende Grundlage für den Essay wie in der bildenden Kunst für die Studie. Nur ist hier wie dort die poetische Intuition unentbehrlich für die künstlerische Ausgestaltung. Ein hervorragender Träger der Wissenschaft, der Staatspolitik, der Literatur oder Kunst seines Volkes soll zum Gegenstand eines Essay gemacht werden. Die Aufgabe erfüllt den Schriftsteller vollständig — er muß davon erfüllt sein, wenn er sie lösen soll — im Wachen und im Träumen, am Arbeitstisch, auf dem einsamen Spaziergang, selbst im Kasseln des Eisenbahnzugs oder im traulichen Geplauder des Familienabends. Was über den Stoff zu lesen war, hat er gelesen, den Quellen ist er so gründlich nachgegangen wie der Gelehrte von Fach, die Werke und Thaten seines Helden hat er sich angeeignet. Und dennoch ist damit erst das Rohmaterial zu der Arbeit gewonnen, die nun begonnen werden soll. Nicht den einzelnen Mann, nicht seinen Werdegang und seine Leistungen allein will der Essay schildern. Vielmehr soll der Leser die eigenthümliche Stellung und Bedeutung jenes Mannes in seinem Volke, in seiner Zeit, in dem gesammten Kulturleben der Menschheit erkennen. Das kann nur durch eine, im besten Sinne universelle Bildung, durch ein ungewöhnliches Perceptionsvermögen und ein gewisses poetisches Indigenat erreicht werden. Alle Wissenschaft und alle menschliche Erkenntniß sollten zur Verfügung stehen, um einen Ausgewählten des menschlichen Geistes uns allseitig zu schildern. So bedarf

auch der Essayist jetzt der eigensten Lebenserfahrungen aus Kindheit und Jugend, um seines Helden Entwicklung zu erklären, im nächsten Moment wieder der Vertrautheit mit mathematischen oder naturwissenschaftlichen Gesetzen oder den kühnsten Speculationen der Metaphysik, um ein künstlerisches oder politisches Problem zu lösen, unmittelbar darauf der Literatur der Griechen oder der jüngsten Ereignisse der Weltgeschichte. —

Herman Grimm bietet uns in seiner Person, in seinem Talent diese nothwendigen Vorbedingungen des Essayisten. Er ist außerdem gewöhnt an eine strenge Handhabung des Stils, einen Wohlklang der Sprache, die auf das Freudigste berühren. Seine Sprache ist bilderreich, gedankensprühend, mitunter so erfüllt von Bildern und Gedanken, daß das rasche Fortkommen schwer fällt. Aber um so größer ist der Umblick, den man gewonnen, wenn man einen Augenblick bedächtig innegehalten. Seine Darstellung, namentlich auch in seinen politischen Essays, ist trotzdem merklich ruhiger als diejenige Treitschke's. Treitschke schreibt immer mit jenem rhetorischen Pathos, das zuerst seine Vorlesungen und Reden in Leipzig berühmt machte. Treitschke ist unter Particularisten aufgewachsen und jahrelang fast einsam gestanden mit seinem nationalen Schmerz und seinen nationalen Hoffnungen. Das Bekenntniß und der Kampf für diese Ideen hat ihn aus dem Vaterhaus, aus der Heimath, dem selbstgeschaffenen Kreise seines ersten academischen Wirkens getrieben. Immer hat er sich darauf einrichten müssen, unter zehn Freunden seiner Ansichten hundert Gegner zu finden. Daher noch heute, so oft er zur Feder greift, jene innerste Erregtheit, jener überzeugende Schwung in seinen Worten; daher immer die Lenkung der Ansichten und des Willens der Leser oder Hörer das vornehmste Ziel seiner Feder wie seiner Rede. Nicht lange Ueberlegung bezweckt er, sondern die sofortige Vollziehung der That, die der Verfasser für nothwendig hält. Herman Grimm dagegen ist aufgewachsen in jenem klassisch ruhigen und sichern Kreise, der sich um das Leben und Wirken seines Vaters und seines Onkels wob. Ein einziges Mal, als er noch Knabe war, hat der wüste kleinstaatliche Particularismus auch die Gebrüder Grimm aus ihrer stillen Arbeit aufgeschreckt und heimathlos aus Göttingen getrieben. Aber nur zu ihrem, zu Herman's Segen. Seitdem sie in Berlin wirkten, war ihr Haus einer der Mittelpunkte des geistigen Lebens der Nation. Hier verkehrten Jahr aus Jahr ein die vornehmsten Geister Deutschlands. In guten und bösen Tagen der nationalen Entwicklung wurde hier an die Vollendung der deutschen Einheit durch Preußen mit jener erhabenen Geduld und Sicherheit geglaubt, welche jene Heroen der deutschen Sprachwissenschaft in allem ihrem Thun auszeichnet. Nach tausenden von Jahren zählten sie die Entwicklung der Sprachlaute, in denen heute unser Volk redet. Warum sollte ein Geschlecht erlangen, des Vaterlandes

Größe ganz zu erleben. Warum sollte man verzweifeln, da nicht einer Generation allein bestimmt war, den großen Tag der Erfüllung der nationalen Hoffnungen zu schauen? So haben sie gehofft und geglaubt, bis einer nach dem Andern getrost ins Grab gestiegen ist. — In Herman Grimm's Stil und Darstellung prägt sich die edle Ruhe und Klarheit aus, die er in Allem als das beste Erbtheil des Vaterhauses von Kindheit an überkommen hat. Auch seine politischen Abhandlungen aus Zeiten, in denen Andere an der Zukunft unseres Volkes verzweifeln wollten, sind von jener festen ruhigen nationalen Zuversicht getragen. Ihm ist von jeher nur die Zeit wann, nicht die Frage ob wir das Ziel unserer Staatseinheit erreichen würden, zweifelhaft gewesen. Zu dieser Einsicht ist er gekommen bei jungen Jahren, schon im Vaterhause; sie ist ihm nicht das Ergebnis schwerer innerer Kämpfe, nie die Quelle häuslichen Zwiespaltes gewesen. Er hat sie stolz und gelassen ausgesprochen solange er denkt und schreibt, wie einst der römische Staatsbürger das *civis Romanus sum*.

Man wird kaum eine Arbeit Herman Grimm's finden, welche die gerühmten Eigenthümlichkeiten in ein günstigeres Licht setzte, als die erste Abhandlung der vorliegenden Sammlung „Voltaire und Frankreich“. Sie erschien zuerst in den ersten Heften der Preussischen Jahrbücher von 1871. Hier ist sie unverändert abgedruckt. Begonnen wurde sie, als Paris noch von unseren Heeren cernirt war, beendet als die scheußliche Erhebung der Commune erstickte in Brand und Blut, wie sie angefangen hatte. Wie kommt der Deutsche dazu, in solchen Tagen des hervorragendsten Schriftstellers des Nationalfeindes zu gedenken? In Tagen, da niemand in Frankreich selbst an Voltaire dachte, sondern jeder Franzose nur Zeit hatte, mit dem Kampf *à outrance* gegen die deutsche Invasion und dann mit der Niederwerfung der gemeinsten Revolution sich zu beschäftigen, welche seit zweiundachtzig Jahren sich dort erhoben hatte. Grimm gibt klare Antwort auf die berechtigte Frage: „Für uns hat Voltaire gerade jetzt besondere Bedeutung“, sagt er, „weil er der erste und mächtigste Organisator der Lehre vom providentiellen Uebergewichte Frankreichs gewesen ist, welche, mit kleinen Anfängen beginnend, allmählich als geistiges Element in den Charakter der Franzosen übergang. ... Voltaire war es, der den ganzen Reichthum seines Volkes zuerst sah, und zuerst ihm selber und allen anderen Nationen im größten Glanze zu Gesichte brachte. Für ihn ist das die Welt überstrahlende Frankreich als einheitliches Land und Volk das Erzeugniß der allgemeinen Entwicklung der Menschheit. Er selber aber mit seinem ganzen Wesen ist die reifste Frucht, welche dies Paradies der modernen Kultur jemals gezeitigt hat. Kein Schriftsteller ist in irgend einem Volke aufgestanden, dem Volk und Land in solchem Grade zur Folie gedient hätten, als der französische Voltaire. . . Sein Geist repräsentirt den Geist von

Millionen, deren jeder einzelne als ein Atom nur seiner Seele angesehen werden kann. Er war größer, stärker, glücklicher als sie Alle, und das Jahrhundert, in dem er wirkte, trägt seinen Namen." Grimm untersucht nun die Gründe dieser einzigen Erscheinung, zu dem Zwecke, uns die phänomenale Bedeutung Voltaire's für Frankreich, für seine Zeit, zugleich in ihrer ganzen Größe zu zeigen und zu erklären. Grimm führt in eingehender Entwicklung als solche Gründe an zunächst die lange Lebensdauer Voltaire's, welche die bedeutendste Epoche der französischen Entwicklung umschließt. „Er kam auf die Welt 1694. Seine Jugend bildet sich also unter dem Gefühl der unbestrittenen Uebermacht Frankreichs, welche die Regierung Ludwig's XIV. begründet hatte. Sein Ausgang fällt in die Tage, wo die zur Thatsache werdende Revolution noch wie der Schimmer eines herrlichen Tagesglanz verheißenden Morgenrothes am Himmel aufstieg. Niemals hat literarische Thätigkeit so hoch im Preise gestanden, als während des Jahrhunderts, in welches Voltaire's Laufbahn fiel; niemals hat Jemand reichere Fähigkeiten für eine solche Laufbahn mitgebracht und ausgebeutet.“ Größere buchhändlerische Erfolge hat unser Jahrhundert mit gewissen Romanen aufzuweisen. Niemals aber hat irgendwer alle Kreise seines Volkes und der gebildeten Zeitgenossen überhaupt, zu Lesern seiner Werke gehabt, als Voltaire: Friedrich der Große und Diderot und selbst Lessing stehen unter seinem Einfluß. In Religion, Wissenschaft, Politik, in Alles sickert allmählich sein Geist. Widerstand leistet ihm Niemand; nur ein Mann hält sich frei von ihm: Jean Jacques Rousseau; ihn allein sucht Voltaire nie zu gewinnen, nur ihn zu ignoriren und sich vom Halse zu halten. Alle Andern aber, deren bloße Existenz ihn reizt, wenn sie Miene machen, ihn selbst nicht als mächtigsten Literaten im Lande gelten zu lassen, greift er an mit allen Waffen seines reichen Arsenal's, mit dem lauten Knall seiner großen Geschütze oder den kleinen infamen Pfeilen, die wie Gift wirken, je nach Umständen. Seine Geschichte ist die Geschichte dieser Kämpfe. In der Tiefe seines Wesens hat er kaum eine Entwicklung gehabt, kaum etwas neues gelernt; alles lag bereits in ihm. „Er hat die Spinnenfäden seiner Kenntnisse und persönlichen Verbindungen an immer fernere Punkte angeklebt, sie zu immer weiteren Maschen gesponnen, in denen Freund und Feind, Mücken und Elephanten hängen bleiben: aber das große, Leben aussaugende Thier mit dem ungeheueren Verstande saß in der Mitte von Anfang an, mit denselben Augen in derselben Gestalt auf demselben Flecke und lauerte.“ — Diese ganz einzige Stellung Voltaire's, welche so befestigt und unangreifbar war, daß selbst Friedrich der Große von einem der geringeren Producte der Voltaire'schen Muse, der Henriade sagte, jeder Mann von Geschmack werde sie der Ilias vorziehen — diese wunderbaren Erfolge erklären sich nur durch ein ebenso

wunderbares Zusammentreffen der verschiedensten Umstände. Zunächst schrieb Voltaire für Paris d. h. für den Geschmack der Stadt, deren Bewohner damals als die bevorzugten Vertreter der gebildetsten Nation galten. Er mußte sich auf das vollständigste mit diesem Geschmack zu verschmelzen — ohne daß er ihn etwa zu erheben oder zu läutern gestrebt hätte — so vollständig, daß Voltaire auch damals sicher war, die allgemeine Aufmerksamkeit der Pariser sich und seinen neuesten Schriften wochenlang zuzuwenden, als er jahrelang in theils erzwungener Abwesenheit in England, theils in freiwilliger bei Friedrich dem Großen in Berlin und Potsdam lebte. Indessen hätte wohl diese Vertrautheit mit dem Geschmacks-, Interessen- und Bildungskreis der Pariser nicht ausgereicht, ihm für so viele Jahrzehnte unbestritten die Palme zu verschaffen, wenn er nicht zugleich im höchsten Maße die Sprache der besten französischen Gesellschaft und Schriftsteller in seiner Gewalt gehabt hätte. „Zu der Zeit, wo Voltaire austrat, war die Sprache zu einem Instrumente und solcher Feinheit geworden, daß das Erscheinen eines Mannes, der sich desselben nur mit voller Kraft bediente, eine Art Forderung an das schöpferische Genie der Nation war. Man konnte sagen: ein Mann wie Voltaire mußte schließlich kommen.“ Hundert Jahre hatten an dieser Entwicklung gearbeitet, seit Corneille zuerst aufgetreten war. Racine, Molière hatten in ihrer Weise dazu geholfen, und dennoch konnte noch ein Kritiker wie Boileau daran zweifeln, ob es möglich sei, sich überhaupt correct französisch auszudrücken. Ganz Paris war etwa von demselben kritischen Geiste beseelt. Jeder suchte an seinem Theile sich im besten Französisch zu üben. Um 1700 etwa schrieb Allevett in Paris: Hohe Herren und Kammerdiener, Damen und Cavaliere; in Prosa und in Versen: galante oder satirische Gedichte, Episteln, Memoiren, Komödien, Tragödien, Liebesbriefe. Alles wurde im Manuscript gelesen, kritisiert, gedruckt wenig. Wer damals in Paris auftreten durfte „mit dem Anspruch, daß man Notiz von ihm nehme, hatte etwas von einem Auserwählten an sich.“ Voltaire erhob diesen Anspruch, denn er hatte wie keiner vor ihm die höchste Meisterschaft in der Handhabung und Übung seiner Sprache sich angeeignet und hat sie bis an sein Ende behauptete. — Als dritter Factor seiner unbestrittenen einsamen Größe kam hinzu die Tendenz seiner Schriften. „Der allgemeinen europäischen Gesellschaft war damals nur darum zu thun, so gut als möglich sich Musik zu schaffen, nach der man tanzen könne. Die Langeweile zu bekämpfen war Jedermanns erste Sorge. In welch ungeheurem Course mußte damals der Werth eines Mannes stehen, dem gegenüber, wo er eingriff mit seinem Geiste die Langeweile verschwand wie durch Hexerei, der alles was sein Geist berührte, zum amüsantesten Spielzeug für die Menschheit gestaltete, Jahr auf Jahr, und so weiter Generationen hindurch! Die geringsten Wichtigkeiten mußte Voltaire

hier zu verwenden, so gut wie die gewaltigsten Fragen der Wissenschaft, eins, wie uns scheint, so leicht als das andere. Tous les genres sont bons hors l'ennuyeux war sein Wahlspruch. Er brachte zum Lachen und zum Weinen, einerlei welches, wenn die Leute nur wußten, daß er es war, dessen Kunst es zu Wege gebracht. Voltaire ist der ungeheuerste literarische Schauspieler gewesen, den jemals die Erde beherbergt hat." Nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern im höchsten, wie Garrick es war. Vergessen dürfen wir dabei nicht, mit welchem Aufwande geistiger Mittel dies Spiel in Scene gesetzt ward; daß Voltaire zur Befriedigung dieses Triebes Unschuldige vom Tode errettet hat, gegen die ganz Frankreich schrie. Er war muthig und zähe. Er besaß eine ungeheure Macht, seine Gedanken zu denen der Menge zu machen und wenn er diese Macht oft anwandte um sich zu rächen, so fehlte sie ihm ebensowenig, wenn er für die Unterdrückten eintrat.

Diese imposante Abhandlung Grimm's über die Bedeutung Voltaire's und die inneren Gründe seiner literarischen Alleinherrschaft — die hier nur in den Hauptgedanken verfolgt werden konnte — ist indessen gewissermaßen nur die Exposition oder Uebersicht dessen, was der Verfasser über den großen Franzosen eigentlich zu sagen beabsichtigt. „Voltaire ist für uns heute wichtig als Dichter, als Historiker, und, für Deutschland besonders, als Freund Friedrich's des Großen. Nach diesen drei Richtungen hin ist es von Werth für Jedermann, eine Anschauung seiner Thätigkeit und seines Charakters zu gewinnen.“

Den Dichter Voltaire stellt Herman Grimm durchaus nicht auf jene Höhe, auf welche das befangene Urtheil seiner Landsleute und der bequemen Nachsprecher in vielen andern Nationen ihn erhoben hat. Grimm beginnt mit seiner Kritik bei jenem „Dedipus“ Voltaire's, den der achtzehnjährige Dichter als Gefangener in der Bastille schrieb, der 45 Vorstellungen erlebte und ihm vom Regenten eine goldene Medaille und Pension eintrug. Grimm vergleicht zunächst die antike sophokleische Dedipus-sage mit dem, was Corneille in einem fast völlig vergessenen Stück daraus französisirt hat, und weist Voltaire nach, daß er das Corneille'sche Vorbild, so geringschätzig er auch darüber urtheilen mag, doch sehr eingehend benützt habe, indem er in der Hauptsache die Corneille'sche Fabel des Stückes, ja selbst einzelne Verse und Episoden wörtlich copirte. Nur fällt der Vergleich durchweg sehr zu Ungunsten Voltaire's aus, da, wo dieser sich von seinem Vorbilde trennt. Seine Alexandriner sind zwar „irreprochabel“ — aber nicht einer einzigen ruhigen Scene begegnen wir. Voltaire bekundet eine bedenkliche Unfähigkeit, zu charakterisiren, oder auch nur deutliche Bilder zu liefern. Sein Philoktet wird zum bekannten französischen Hausfreund, der, statt sich aus unglücklicher Liebe zu Sokaste regelrecht ins Wasser zu stürzen, einfach leben bleibt, um sich der

Dame bei ihren späteren Schicksalen so nützlich als möglich zu machen. Der Sphinx wird zu einer Art von entsprungenem Menagerieraubthier, das Oedipus wieder einfängt u. s. w. Und diese Unfähigkeit zu charakterisiren, weisen auch seine berühmtesten Dichtungen und Dramen auf: Mahomet, Zaire, Tancréd und die Henriade. Grimm führt an einer Stelle des Mahomet in interessantester Weise aus, wie Goethe „umrißlose Allgemeinheiten Voltaire's zu festen Anschauungen zusammenballt, und Verse frei erfindet, durch welche endlich Licht und Schatten in das Gemälde gebracht wird. Das war es, was Voltaire fehlte. . . . Es ist mir nicht geglückt, irgendwo bei ihm ein paar Sätze, Verse oder Prosa, zu entdecken, welche ein Bild lieferten!“ Selbst da nicht, wo er eine bestimmte Gegend schildern will. „Am wunderlichsten jedoch tritt dieser Mangel, malerisch auf die Phantasie zu wirken, in seinem großen Heldengedicht, der Henriade, zu Tage.“ Bekanntlich stellte sich Voltaire selbst hauptsächlich wegen seiner Henriade „so einfach und bescheiden“ auf einen Platz, in Betreff dessen er der Nachwelt nur die Wahl überließ, ihn selbst zwischen Homer, Virgil, Tasso und Milton zu rangiren. Ja, an andern Stellen ist auch diese Wahl nicht mehr gelassen. Voltaire hält es für so ausgemacht, „daß seine Zeit die Blüthe der Jahrtausende und er der Dichter aller Dichter sei, daß er davon wie von einer selbstverständlichen Sache redet, bei der Bescheidenheit oder Unbescheidenheit gar nicht ins Spiel kam.“ Grimm zeigt nun, wie wenig die Henriade gerade dazu angethan ist, den Dichter derselben zu dem Anspruch auf Dichterruhm zu berechtigen. Selbst die Wahl des Stoffes ist nicht sein Eigenthum. Armselig, wie immer bei Voltaire, zeigt sich die Charakteristik. Wo in Handlungen oder in den Gemüthern bedeutender Umschwung eintritt, erscheint unausbleiblich eine der zahllosen allegorischen Figuren dieser Epopoe, welche die unerklärliche Peripetie bei dem Helden ohne Murren durchsetzt, bald die „Discorde“, bald die „Frömmigkeit“, bald „l'Infame“, im entscheidenden Augenblicke sogar der heilige Ludwig in Person. Für die nothwendigen erzählenden Episoden und die Glorification des regierenden Herrscherhauses bieten Odyssee und Aeneis bequeme Vorbilder. Alle diese Schwächen trägt Grimm mit feinem Humor vor.

Aber der innere Grund seines eingehenden Verweilens bei der Henriade, welche „unter sehr Vielen, bei denen ich anfragte, nur ein Einziger gelesen zu haben erklärte“, ist weniger die Absicht, die geringe Bedeutung des dichterischen Talentes Voltaire's nachzuweisen. Vielmehr leitet dieses Gedicht von selbst über zur zweiten Aufgabe, die sich Grimm stellt: die Charakteristik Voltaire's als Geschichtschreiber und zeigt uns an der Henriade bereits die hervorragendsten Eigenschaften und Absichten des Historikers Voltaire. Das ist keine Willkür des Essayisten, die wir dem leicht geschürzten Gewand seiner Darstellung zu Gute zu rechnen genöthigt waren. Denn die Henriade hat

unzweifelhaft großen, vielleicht den größten Antheil daran gehabt, daß Voltaire 1746 zum Historiographen ernannt wurde. Diese Thatsache möchte freilich kaum glaublich erscheinen, wenn man an der Hand Grimm's die geheimen Absichten verfolgt, welche Voltaire bei Abfassung der *Henriade* verfolgte: nämlich die boshafteste, wirkungsvollste Satire und Streitschrift gegen den damals in Frankreich allmächtigen Jesuitismus zu liefern, die jemals geschrieben worden ist. Aber der Zweifel darüber, ob es möglich gewesen sei, den katholischen Hof zu Versailles so vollständig zu dupiren, verschwindet vor der Thatsache, daß ein Cardinal, Quirini, die *Henriade* ins Italienische übersetzte; daß Voltaire selbst es wagte, sich gegen einen alten, „wie einen Vater geliebten Jesuiten“ zu erlauben, jedes Wort aus dem Gedicht ausmerzen zu wollen, das gegen die katholische Religion, zu deren Ehre es geschrieben sei; in Wahrheit verstoße. In der That widerlegt er auch durch nichts besser als durch dieses Werk die Fabel von seinem Atheismus; in der That zeigt er sich darin als gutkatholischen Franzosen; sein Held Heinrich IV. erreicht nur dadurch die Unterwerfung der Hauptstadt und die unbestrittene Königswürde, daß er dem feyerischen Calvinismus abschwört und sich plötzlich von „der Wahrheit“ katholisch erleuchten läßt. In vielen Versen wird die katholische Religion mit den höchsten Ausdrücken der Hingebung gefeiert. Dagegen wird der Klerus, die sichtbare Kirche, Rom, das vom Jesuitismus beherrschte Papstthum, auf das schonungsloseste gezeifelt, und in der erfolgreichsten Weise im Bunde mit Spanien gezeigt, d. h. in Nationalfeindschaft zu dem französischen Volke und Königthum versetzt. Die boshafteste Scene, zugleich die, welche diese Tendenz am klarsten enthüllt, ist unzweifelhaft jenes Erscheinen der Discorde im Vatican; das symbolische Frauenzimmer, in der ihr als allegorischen Figur erlaubten Nacktheit, eilt durch die Gemächer; den Papst umarmt sie zärtlich und regt ihn durch wilde Buhlkünste zum Krieg gegen Frankreich auf und beginnt dann unter päpstlichem Segen eine Rundreise durch Frankreich, bis es ihr gelingt Jacques Clement zum Morde Heinrich's des Dritten zu dinge. Gegen jeden Schlag von Rom hatte Voltaire aber sein Gedicht und sich selbst sicher gestellt durch die wahrhaft göttlichen Ehren, die er den Bourbons erwies. Er erhebt sie zu der vom Himmel vorherbestimmten herrschenden Familie, welche direct nach göttlichen Eingebungen regiert, so daß die Kirche in Frankreich eigentlich überflüssig erscheint. „Mit verbissener Wuth stand der Klerus dem Gedichte gegenüber und durfte nicht zuschlagen. Voltaire hatte ein Werk geschaffen, das die Quintessenz seines Jahrhunderts enthielt. In immer höherem Grade fand jeder Leser darin, was er suchte, mochte er von einer Seite daran treten, von welcher er wollte.“

So phantastische Formen dieser Haß Voltaire's gegen den Klerus und Rom in der *Henriade* annimmt — und so sehr dieser Haß der Grundton

aller Melodien scheint, die Voltaire sein Leben lang angestimmt hat, so verwandt ist er der besten Erkenntniß, welche der Historiker Voltaire zu Tage gefördert hat, so wenig hat er den Dichter gehindert, ein vollendeter Geschichtsschreiber zu werden. Denn dieser Haß war nur die Vorstufe des vollen Eindringens in die große Wahrheit seines Lebens, die Voltaire seinen historischen Studien dankt: die Duldsamkeit, welche ja überhaupt der historischen Objectivität so nahe ist. Der Klerus war der absolute Gegner jeder Duldsamkeit, jeder Objectivität in Glaubenssachen, im Verhältniß der Kirche zum Staate. Den Klerus trifft daher Voltaire's Haß auch dann noch unvermindert, als er für sich selbst längst die volle historische Objectivität gewonnen hat. Wir sind damit Grimm's Darstellung vorausgeeilt. Er beschreibt einen größeren Umweg, um uns Voltaire's Bedeutung als Historiker in das volle Licht zu setzen. Er sucht, ganz im Allgemeinen zu zeigen, in welchen Grenzen die „drei Mittel“ wirken, „die Menschheit wissen zu lassen, was geschieht und geschehen ist: bildende Kunst, Dichtung und Geschichtsschreibung“. Er untersucht, wie z. B. Homer als Geschichtsschreiber den trojanischen Krieg beschrieben haben würde, wie verschiedene Zeiten nur die eine oder andere dieser Erkenntnißgattungen ertragen. Das ist meisterhaft geschrieben und gehört zu dem besten der ganzen Sammlung. Aber es muß Wort für Wort im Original gelesen werden. Ein Auszug läßt sich nicht geben. Grimm kehrt am Schlusse dieses Excurses zu der These zurück, von der er ausgeht: „Voltaire war geborener Geschichtsschreiber. Es zwang ihn, wie Machiavelli, ein Naturtrieb, die Begebenheiten, von denen er Kunde erhielt, mit mechanischer Parteilosigkeit niederzuschreiben. Aber nicht jede Zeit zeitigt jedes. Es gibt Epochen, denen die Geschichtsschreibung allein übrig bleibt, denen versagt ist, Gesänge vorzubringen. Voltaire suchte sich vergebens den Anschein zu geben, als sei er ein Stück Prometheus, der Menschen formte nach seinem Bilde. Als Geschichtsschreiber dagegen hat er geleistet, was kein anderer besser gethan hätte neben ihm. Er war ein schöpferischer Genius als Historiker. Er beurtheilte mit durchbohrendem Blicke die Thätigkeit derer, welche, längst dem Tode anheimgefallen, die Geschicke seines Vaterlandes ruhmvoll leiteten, und besaß die Kraft, die Schattenbilder vergangener Tage, als in lebendiger individueller Bewegung begriffen, uns vorzutäuschen. Sein Finger ging den Schritten der Menschen und Begebenheiten nach, und nur diese Linie vielleicht, die er gezogen, wird nachkommende Jahrhunderte einst bewegen, sich näher um das zu kümmern, was zwischen 1650 und 1700 in Frankreich vorfiel.“ Voltaire, führt Grimm weiter aus, ist in seinem großen Werke über das *Siècle de Louis XIV.* keineswegs ein Panegyriker des Königs, dessen Namen das Jahrhundert trägt. Er redet von dem Glanz der Zeit überhaupt nur *mezza voce*, da er sein Publikum, das französische und sonstige nicht zu

überreden brauchte, die Franzosen seien das erste Volk der Welt und Louis XIV. der größte König. Seine Absicht war vielmehr, die Gebrechen seines Vaterlandes an das Licht zu ziehen, denn er hoffte eine neue Blüthe Frankreichs aus dessen eigenem Schooß. Ganz verderblich erschien ihm auch bei dieser objectiven Untersuchung der religiöse Zustand Frankreichs. Nicht mehr durch leidenschaftliche Angriffe auf den Klerus wie in der Henriade, sondern durch die Darlegung der historischen Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich, sucht er sein Publikum über die höhere Anschauung aufzuklären, die er hier einnimmt. In der Henriade hatte er den Calvinismus roh von sich gewiesen, wie eine Krankheit schlimmer Art, wie absolutes Nichtsein. Hier sagt er vom Protestantismus, den die deutschen Reichsstädte angenommen hatten, er erscheine „plus convenable que la religion catholique à des peuples jaloux de leur liberté. Und über die Entstehung und die Nothwendigkeit des Protestantismus überhaupt urtheilt er so ruhig, wie ein Protestant selbst. Die große Idee Voltaire's, die sich bei ihm erst allmählich in allen ihren Consequenzen entwickelte, auf die hin er Schule und Partei bildete, die Toleranz, entspringt dieser historischen Arbeit. Er faßt sie so activ als möglich. Er verlangt Bekämpfung der Intoleranz und handelt danach. Er gelangt in dieser Forderung von selbst dazu, das größte Zeitalter, dessen sich Frankreich bis dahin rühmte, für eine Epoche des Niederganges zu halten. Aber er glaubte darum keineswegs an die furchtbare Katastrophe der französischen Revolution, welche seit beinahe zweitausend Jahren zum ersten Mal wieder das alte keltische Volkselement an die Oberfläche brachte, sondern er hoffte, daß die alte gute französische Gesellschaft wieder in sich selbst die Kraft finden werde, eine neue Zeit, das wirklich goldene Zeitalter für Frankreich heraufzuführen. Er hat sich furchtbar getäuscht.

Von selbst, meint Herman Grimm, führt Voltaire's *Siecle de Louis XIV.* zu Friedrich dem Großen, da der Verfasser während seines zweiten Aufenthaltes in Berlin und Potsdam zumeist damit beschäftigt war. „Den letzten Stempel empfing es durch den Einfluß Friedrich's des Großen.“ Voltaire bedurfte überhaupt einer festen Stellung außerhalb Frankreichs. In England hatte er als Flüchtling ein Asyl, sich und seinen Schriften treue Freunde gewonnen. In den Niederlanden wurden seine Bücher gedruckt. Immer weiter strebte er im Ausland nach Anknüpfungspunkten, um den Wankelmuth der Pariser im gegebenen Falle „ein auf dem Urtheile des übrigen Europas beruhendes Renommee als Gorgonenhaupt entgegenzuhalten: weder ihnen noch dem Hofe von Versailles durfte je der Gedanke aufsteigen, Voltaire liege daran, ob man ihn mit freundlichen oder scheelen Blicken ansehe, oder gar ihm den Rücken zudrehe. Seine Schwäche aber war, daß er das Geschwäh der Pariser nicht entbehren konnte und wie

Lebenslust des Gefühls bedurste, Frankreich sterbe vor Neugier über das nächste Wort aus seinem Munde.“ Für diese Zwecke griff er mit beiden Händen zu, als ihm Friedrich als Kronprinz von Preußen im Jahr 1796 zuerst in einem bewundernden Briefe seine Freundschaft zu Füßen legte. Immer mehr aber wird das Bedürfnis ihrer Freundschaft ein gegenseitiges. „Friedrich und Voltaire waren die beiden großen Acteurs auf der Bühne des öffentlichen Lebens in ihrer Epoche. Sie bedurften einander. Voltaire aber brauchte Friedrich anfangs in höherem Grade, bis sich später erst die Partie gleichstand. Bei Friedrich gab es eine Region, innerhalb deren er sich auf sich basirte und der übrigen Menschheit Valet sagte. Er war da nur König und Feldherr. Voltaire fehlte diese Macht, sich einsam zu fühlen. Hier war Friedrich im Uebergewichte. Allein Voltaire war unermüdlich, unerschöpflich, klüger als alle, fähiger als alle sich auszusprechen; und Friedrich, wenn er aus den Höhen herabstieg, weil es unmöglich war, immer sich dorthin zurückgezogen zu halten, fand doch wieder nur Voltaire. Hier lag Voltaire's Uebergewicht über Friedrich. Die Geschichte ihrer Freundschaft ist der abwechselnde Kampf, in welchem jeder seine Superiorität durchzuführen trachtet.“

In der eingehendsten und liebevollsten Weise füllt Grimm nun die strengen kurzen Linien, mit denen das Bild dieser hohen Freundschaft hier skizzirt ist, mit Farbe und Leben, mit Licht und Schatten. Selten stehen dem Schildern einer wichtigen historischen Episode so treue und klare Quellen zur Seite, wie über das Verhältniß Friedrich's zu Voltaire in dem dreibändigen Briefwechsel zwischen Beiden (Werke Friedrich's des Großen, Bd. 21—23). „Der erste geht von der anfänglichen Bekanntschaft bis zur Thronbesteigung Friedrich's, 1706—1740. Der zweite von 1740 bis zum Bruche im Jahre 1753. Der dritte enthält den 1754 wieder aufgenommenen brieflichen Verkehr bis zum Tode Voltaire's 1778. Jugend, männliche Zeit und Alter des Königs entsprechen diesen drei Abschnitten. In keinem Briefwechsel spricht Friedrich so offen sich aus, in keinem Voltaire sich so sehr mit Zuhülsnahme all seines Talentes, auf Andere Einfluß zu üben. Ihr Verhältniß gestaltet sich zu einem Drama. Ein Beginn mit der Hoffnung auf späteres persönliches Begegnen und Zusammenleben. Eine Mitte als Verwirklichung dieses Plans. Ein Umschwung, sich entwickelnd aus der natürlichen Unmöglichkeit für zwei eines solchen Umkreises freier Atmosphäre bedürftige Charaktere, sich so nahe zu stehen. Und ein letzter versöhnender Abschluß in der Unmöglichkeit sich zu entbehren. Ihre Correspondenz enthält, was innerhalb der Jahre 36—78 die Welt des vorigen Jahrhunderts bewegte. Diese drei Bände gehören zu den Büchern, die man sich immer freut in einem freien Augenblicke ergriffen zu haben.“ Aber so treu und klar diese Quellen sind, selten ist das Verhältniß des größten Königs zum größten französischen

Schriftsteller jener Tage deutlicher und wahrer geschildert worden, als von Herman Grimm. Er ist rücksichtslos aufrichtig und denkt nicht daran, irgend eine jener menschlichen Schwächen zu verschleiern, welche das schöne Freundschafts-Verhältniß der beiden großen Männer so brüsk lösten. Aber dafür ist Grimm auch deutlicher und wahrer als irgend ein Anderer in der Erklärung der psychologischen Motive, aus denen sich die beiden großen Geister zuerst mit Naturnothwendigkeit einander nähern und sich auch geistig wieder suchen und finden müssen, nachdem sie persönlich sich für immer getrennt haben. Namentlich auf Seiten Friedrich's des Großen ist dieses Geistesbedürfniß in der Jugend wie im Alter mit gleicher Meisterschaft dargelegt. Auch dieser Abschnitt sollte fleißig im Originale gelesen werden.

Am Schlusse seiner Abhandlung kehrt Grimm noch einmal zu dem Gedanken zurück, von dem er ausgegangen und führt ihn weiter zu dem Satze: Voltaire ist die Frucht der allgemeinen romanischen Entwicklung, der Personification Frankreichs. So betrachtet, enthüllt sich uns das letzte Geheimniß seiner Existenz und seiner Wirkung. „Es gab eine Zeit, wo Europa griechisch überfluthet gewesen zu sein scheint. Es gab eine Zeit, wo Europa und ein Theil Asiens und Amerikas von den romanischen Gewässern überschwemmt war. Wir sehen heute die gesammte Menschenwelt der Erde im Beginn, germanisirt zu werden. . . Die Epochen der romanischen Weltherrschaft liegen deutlich vor uns. Zuerst galt es das Griechenthum zu besiegen und in sich aufzunehmen. Dann, als die Alleinherrschaft unbestritten war, wurden die germanischen, keltischen und iberischen Völker aufgesogen. Von Rom ging die Leitung über auf Spanien, von Spanien auf Frankreich. Das Papstthum war die eigentliche Centralschöpfung der romanischen Race; die Herrschaft Frankreichs ist ihre letzte Anstrengung gegenüber dem anwachsenden germanischen Principat. Das siècle de Louis XIV. von Voltaire ist die vom Geiste der romanischen Race selber gefundene literarische Form für ihr letztes gewaltiges Aufleuchten über Europa vor ihrem Zusammenfinken. . . Auch Voltaire entspricht in seinem ganzen Wesen der gesammten romanischen Existenz, deren glänzender Untergang durch ihn verewigt werden sollte.“ In diesem Sinne hat ihn schon Goethe mit historischem Takte am besten erfaßt. Auch Goethe faßt Voltaire als Personification Frankreichs auf, und spricht ihm und damit zugleich dem französischen Volke Tiefe und Vollendung ab. Es entspräche diese Erscheinung dem Abhandenkommen dieser beiden Eigenschaften zur Zeit des Sinkens der griechischen Welt. Ueber die letzten Zeiten der germanischen Race heute reden zu wollen, meint Grimm, würde zu leeren Gebilden führen. Uns bleibt für die nächsten Zeiten nicht viel anderes übrig, als zu leben und zu kämpfen und, wie die Romanen der ersten Zeit ihre geistige Existenz auf die griechische Kultur, so die unsrige auf die der Griechen und Romanen zu basiren.

Das ist schon bisher geschehen. „Luther's neue germanische Schöpfung entsprang vollkommener Durchdringung der romanischen Theologie, Goethe's deutsche Dichtung der vollendeten Aufnahme romanischer Bildung, Friedrich des Zweiten echt germanische Politik dem Durchschauen all der romanischen Ränke, welche Machiavelli in seinem Buche vom Fürsten, wenn auch nur als objectiver Beobachter zusammengestellt hatte. Friedrich, ein Schüler Voltaire's, der nur französisch sprach und schrieb, der deutsche Literatur verkannte und deutsches Wesen oft kaum begriff, ist im eminenten Sinne der erste deutsche Fürst gewesen. Sein Wort, daß er nur der erste Diener seines Staates sei, ist der Grundgedanke, auf dem heute Deutschland beruht, . . . das Gefühl der Pflicht ist die Grundlage der heutigen Herrschaft der germanischen Völker. Seine mit Staunen von uns beobachtete Abwesenheit bei den heutigen Romanen ist das am deutlichsten hervortretende Symptom, welches das Zurücktreten dieser Race als regierender documentirt. So betrachtet, erscheinen die letzten Anstrengungen auch der romanischen Kirche als der verzweifelte Versuch, durch eine Formel, der ins Unendliche ausdehnbare zwingende Macht innewohnt, dem Einzelnen den Halt zu verleihen, der ihm aus der eigenen Natur fehlen würde. Jedenfalls kann dies Mittel doch nur bei Romanen einen Zweck haben und auch bei ihnen nur ein Erfolg denkbar sein.“

Mögen diese kurzen Auszüge aus einer der neuesten und zugleich für unsere Gegenwart wichtigsten Arbeiten Herman Grimm's den Leser dazu ermuntern, seine fünfzehn Essays zu studiren. Er wird darin ein Buch erkennen, das er freudig unter die besten Werke seiner Bibliothek stellen wird.

Hans Blum.

Ein Prinz aus dem brandenburgisch-hohenzollerschen Hause als Bischof von Straßburg (1592—1604).

Unter den freien Reichsstädten Deutschlands war Straßburg nicht allein eine der ersten, die der Reformation die Thore öffneten; sie zählte auch zu denjenigen, welche alle retrograden katholischen Machteinflüsse am energischsten bekämpften. Nachdem bereits im Jahre 1518 ein großer Theil der Bürgerschaft sich für die lutherische Lehre erklärt hatte, ordnete der Senat in den Jahren 1527—29 schrittweise die Abschaffung des alten katholischen Kultus an, so daß der Kaiser sich weigerte, die Abgeordneten der Stadt Straßburg